



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Memoiren aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

macht, vielleicht durch einfachen Abdruck der Notiz aus der Bohemia — sorgen Sie, daß es noch in der nächsten Nummer (Mittwoch erscheinend) kömmt. Es wäre mir lieb wegen Berlin, wo wir doch auch Concert geben möchten. Mündlich mehr — Montag Abend im Hôtel de Bavière —

NB. Den Hauptaufsatz in der Bohemia haben wir leider verlegt — vielleicht schicken wir ihn noch. — Sulchen haben wir sehr wohl angetroffen, die Kleine aber sehr schwächlich —
Adieu!

Reuter ließ es sich angelegen sein, Schumanns Bitte zu erfüllen, und der Verleger der „Signale“ kam ihm dabei bereitwillig entgegen, um die häßliche „Notiz“ wieder in Vergessenheit zu bringen. Nr. 5 brachte eine besondere Nachricht über die Konzerte der Jenny Lind in Wien, worin es u. a. heißt: „Allen Herzen rührte sie bei ihrer Mitwirkung in dem letzten Schumannischen Konzert, wo sie einige Lieder unter so donnerndem Beifall vortrug, wie wir ihn noch nie gehört haben. Die Lind hat übrigens, ohne von Frau Schumann darum angesprochen worden zu sein, in ihrem Konzerte mitgewirkt, weil diese in Leipzig auch bei ihrem Konzert vor einigen Monaten spielte,“ und Nr. 6 berichtet: „Schumanns haben in Wien in ihrer Wohnung von ihren Freunden und näheren Bekannten am 15. Januar musikalisch Abschied genommen. Bauernfeld, Deinhardtstein, Deffauer, Eichendorf, Grillparzer, Hoven, Janfa, Jenny Lind, Stifter und überhaupt die Elite der Wiener Kunstnotabilitäten waren anwesend“ usw.

Ob der Verdacht Schumanns begründet war, wird sich wohl weder nachweisen noch widerlegen lassen. Es genügt, daß er möglich war.

Leipzig

G. Wustmann



Memoiren aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts



Der Dichter Lenau lebte seit 1832 alljährlich eine Zeit lang als Gast in der Familie von Reinbeck in Stuttgart und wurde mit der gemütvollen, klugen und künstlerisch beanlagten Frau des Hauses, Emilie, innig befreundet. Von Stuttgart aus verlobte er sich 1843 mit Marie Behrends aus Frankfurt, die erst in unsern Tagen unverheiratet gestorben ist, und 1844 wurde Lenau im Reinbeck'schen Hause zuerst von Wahnsinn befallen. Jene Verlobung war ein übereilter Schritt; eine Heirat war kaum möglich, da auf keiner der beiden Seiten die Mittel vorhanden waren, die auf jeder von beiden in Bezug auf die andre vorausgesetzt worden waren. Der Dichter wurde zunächst im Hause der Freunde, dann in einer nahen Anstalt gepflegt und später nach dem Tode Emilien 1847 auf Veranlassung seiner Familie in eine österreichische Irrenanstalt gebracht, wo er 1850 gestorben ist.

Über Venaus Leben in Stuttgart in diesen Jahren 1832 bis 1844 hatte man einiges bereits früher erfahren, denn alle die verschiedenen Dichter und Schriftsteller der schwäbischen Schule standen dem Reinbeck'schen Hause nahe. Die vollständige Sammlung der Briefe Venaus an die Familie nebst vielen andern, was damit zusammenhängt, enthält ein jetzt von Anton Schlossar herausgegebener Band Nikolaus Venaus Briefe usw. (Stuttgart, Bonz u. Co., 1896). Die Briefe enthalten nicht gerade viel neues, aber sehr viel zufälliges und gleichgiltiges, was auch jeder andre hätte schreiben können, sehr viel geradezu triviales. Die österreichische Verwandtschaft tritt nicht sehr vorteilhaft hervor, die Stuttgarter Freunde sind rührend in ihrer Aufopferung. Venaus Urteile und Beobachtungen verraten keinerlei außergewöhnliche Begabung. Bemerkenswert sind einige Äußerungen in den Briefen aus Amerika, ferner ein hübsches Verschen, das er einst in München nachts einen betrunkenen Bauern singen hörte, und das wir mitteilen, weil unsre Leser vielleicht dieselbe Freude daran haben, die es uns gemacht hat, wiewohl man ja sonst dergleichen Eindrücke nicht aus Venau zu holen pflegt.

Das mein Schatz luthrisch is,
Was is nochä?
Und i wir ma'n glei selba
Katholisch mochä.

Ferner spielte Venau, was nicht jedem bekannt sein wird, hinreißend schön die Geige. Den Briefen ist Emilie von Reinbeck's Bericht über den Ausbruch des Wahnsinns, den Verlauf der Krankheit und allerlei andres beigegeben. In die Briefe sind viele Gedichte eingefügt, hie und da mit Varianten gegenüber den Drucken (wir haben aber nur oberflächlich verglichen). Sind auch bisher nicht veröffentlichte darunter? Der Herausgeber sagt über alles das kein Wort; er läßt seine Texte sprechen. Wir sind kein Freund von solchem Veröffentlichens des Rohstoffs, was ja jetzt die litteraturgeschichtlichen Schriftsteller der archivalisch=eruptiv arbeitenden Geschichtswissenschaft nachzumachen anfangen. Wir meinen, die Angehörigen und Freunde, denen an dem Schicksal solcher Erinnerungsbücher gelegen ist, würden ihrem Zwecke besser gedient haben, wenn sie für die wirkliche Verarbeitung des kleinern und interessanteren Teils dieses Materials zu einem lesbaren Büchlein gesorgt hätten. Und der Verleger wäre ihnen wahrscheinlich auch nicht böß darum geworden. Denn diese Briefsammlung wird in den Bibliotheken zu finden sein und von den Litterarhistorikern benutzt werden können. Aber die Privatmenschen haben keinen Platz mehr für dergleichen, und dann ist es bald vergessen.

Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken von Adolf Stoll (Kassel, Fischer u. Co., 1896) ist eine solide Gelehrtenbiographie mit allem nur wünschenswerten Detail an Erklärung. Wilken hat die erste wissenschaftliche Geschichte der Kreuzzüge geschrieben. Außerdem hat er ein äußerlich keineswegs einförmiges Leben geführt. Niederdeutscher von Geburt, kam er im Anfang des Jahrhunderts an die damals erneute Universität Heidelberg, wo er mit den Romantikern verkehrte, reiste im Staatsauftrag nach Paris und Rom und ging dann als Oberbibliothekar nach Berlin, wo er 1840 gestorben ist. Seine Gattin Karoline war die Tochter des Malers Fr. A. Tischbein in Leipzig. Eine große Menge bedeutender Männer und hochgestellter Persönlichkeiten sind zu ihm in nähere oder fernere Beziehung getreten, und jeder Leser wird hier über einige ihn interessirende Namen etwas gesagt finden. Man hat den Eindruck, daß von diesem Leben aus unendlich viel wertvolles und wichtiges zu beobachten gewesen sein muß. Das Buch ist für die Familie ein schätzbares Denkmal eines tüchtigen Vorfahren. Für andre wird es

nicht in gleicher Weise interessant sein. Wissen war bei aller seiner Tüchtigkeit als Gelehrter und seinen vielen schätzenswerten persönlichen Gaben doch kein originell angelegter Mensch. Wie er selbst in keinem der Kreise, mit denen uns das Buch bekannt macht, der bestimmende Punkt gewesen ist, so besteht auch die Darstellung mehr in der Anreicherung äußerer Erlebnisse und vieler Namen, als daß der Versuch gemacht würde, nur das für die Person des Dargestellten in Betracht kommende zu anschaulichen Bildern zu verarbeiten.

Was sich aus solchen Stoffen machen läßt, zeigt ein Meister in literaturgeschichtlicher Forschung und Darstellung, Erwin Rohde, in einem dünnen Bändchen: Friedrich Kreuzer und Karoline von Günderrode. Briefe und Dichtungen (Heidelberg, Winter, 1896). So müssen solche Erlebnisse geschildert werden, deren Träger doch nicht zu den ersten Menschen ihrer Zeit gehören: in den geschichtlichen Bericht sind die Briefe und Gedichte verflochten, die Personen reden nur das Nötigste, wo uns ihre Worte nicht mehr fesseln können, nimmt der Erzähler wieder den Faden in die Hand, und daraus wird ein Bild der Zeit, die sich jeder gegenwärtigen kann, der daran Interesse nimmt. Wer Goethes spätere Zeit und Clemens Brentano kennt, der kennt auch die feine, kluge und zarte junge Stiftsdame aus Frankfurt, die sich im Juli 1806 am Ufer des Rheins bei Winkel erdolchte, weil ihr Kreuzer hatte abschreiben lassen. Er, ein damals berühmter Gelehrter, aber in seiner Art mehr ein Dichter, war 1804 von Marburg nach Heidelberg berufen worden und hatte Karoline gleich darauf kennen gelernt. Seine eigne Frau hatte ihm versprochen, auf ihn zu verzichten, und so beginnt der geistige Verkehr zwischen ihm und Karoline im Austausch an wissenschaftlichen Gedanken und Liedern, bis ihn eine Krankheit dem Tode nahe führt und er, kaum genesen, auf Breden seiner Freunde der Freundin schreiben läßt, daß sie nicht mehr auf ihn zu hoffen habe. Eine „alte leidvolle Geschichte,“ sagt der Verfasser und meint, man könnte sie vergessen sein lassen. Aber eine ganze Litteratur zeigt uns, daß sich die Geschichte nicht vergessen lassen will. Die Fäden, aus denen sie zusammengesponnen ist, sind gar zart. Man kann nicht gut einzelnes aus dem hübschen Buche herausheben. Es muß jemand lesend die Stimmung der Zeit und der feinfühligsten Menschen auf sich wirken lassen, und er wird dann außerdem, wenn er dafür Sinn hat, noch einen Formgenuß haben, nämlich den, den eine methodische Untersuchung gewährt.



Gretna-Green

Das Großherzoglich Sächsische Staatsministerium in Weimar (Departement des Innern und Departement der Justiz) sendet uns nachstehende

Berichtigung

Der in Nr. 41 des diesjährigen Jahrgangs der Zeitschrift „Die Grenzboten“ mit „Gretna-Green“ überschriebene Aufsatz wird durch das Großherzoglich S. Staatsministerium in Weimar dahin thatsächlich berichtigt:

Es ist un wahr, daß „die Tribunaux d'Apolda“ die Ehe des Herrn de Peyronny und der Frau de Peyronny geborene Wiard für geschieden erklärt haben. Vor den Gerichten des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach oder vor dem dem letzteren